Kanzlist Stüderli

Autor(en): **Grossenbacher, Fritz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 15

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638785

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

der Daniel einmal nicht mehr da ist. Seither bin ich nicht mehr bloß der Ackerstier, der in den Kummet liegt, daß die Seitenblätter surren, seither ist mein Gemüt offen für viel Schönes und Gutes, das mir früher entgangen ist, seither erachte ich es nicht für verlorne Zeit, das Herz zu füllen mit Freude und Dank. Und meine Frau, die ich dann auch wieder heimgeholt hab, ist darin mit mir einig. Wenn wir eine Kuh schlachten müssen oder uns ein Mostfäßlein ausrinnt oder ein Sensenblatt zerreißt, hintersinnen wir uns nicht mehr, sondern wissen, daß es Schlimmeres zu ertragen gibt. Und wenn wir andern etwas helfen können . . ."

In diesem Augenblick trat eine Magd vor Daniels Haus und rief zu uns herauf: „Drätti, z'Nacht essen!" und er hob den Arm zum Zeichen, daß er den Ruf vernommen habe.

Drüben an den Schneebergen starb langsam der Widerschein der untergegangenen Sonne. Wir standen auf, verabschiedeten uns, und ich sprach: „Du, Daniel, das schreib ich doch auf!"

Er zuckte die Achseln: „Derlei muß man selber durchfechten, erst dann trägt's die rechte Frucht." Und wir gingen.

Der Taschenkalender

Von Wilhelm Gfeller

Man sage nicht, daß unser Zeitalter ohne Romantik wäre. Je trockener der Alltag des einzelnen, je sachlicher sein Beruf, desto größer der Hunger nach der Poesie des Erlebens. So auch bei Hans Fürst, der tagsüber im Fabriksaal auf dem Zeichenbrett Maschinenbestandteile scharf umriß, während er in seinen Mußestunden verschwommenen fernen Träumen nachhing. Wie alle jungen Menschen träumte natürlich auch er vom Glück. Es sah wie eine Frau aus, hatte aber noch keine bestimmte Gestalt angenommen. Manchmal ähnelten die Phantasiebilder Evelyn, mit der ihn eine Tante unbedingt verheiraten wollte, manchmal der sachlichen Kollegin aus der Kartothek, dann wieder der kleinen Liesel, um schließlich in unbestimmte Formen zu zerfließen.

„Na!" sagte Hans Fürst, da er mit dem Fuß an einen Gegenstand gestoßen war, in dem er, aufgehoben, einen Taschenkalender erkannte, wie ihn Damen zu besitzen pflegen. Ein leiser diskreter Duft unterstrich diese Annahme. Herr Fürst reinigte den Fund zunächst, indem er behutsam mit dem Aermel den Straßenstaub abwischte, dann steckte er ihn ein. Erst als er in seinem Café saß, in dem er nach der Arbeit die Zeitungen zu lesen pflegte, machte er sich daran, den Kalender mit Genuß zu untersuchen. Richtig, da stand auch der Name: „Rena Kocher." Die genaue Anschrift folgte. Die nächste Seite zierte die gedruckte Ueberschrift: „Dinge, die man leicht vergißt." Und dann kamen fein säuberlich all die Dinge angeführt, auf die Männer schrecklich neugierig zu sein pflegen, wie Schuhnummer, Brustumfang, Taillenweite, Sparkassenbuch-Nummer usw.

Herr Fürst rief den Kellner und ließ sich vom Lexikon den Band mit „V" bringen. Er verglich die im Kalender vorgefundenen Maße mit denen der Venus von Milo und war sehr zufrieden. Dann blätterte er weiter. Schon beim 5. Januar fand er stenographierte Aufzeichnungen, die ihm verrieten, daß es sich hier um eine Art Tagebuch handle. Wäre er nun ein hundertprozentiger Kavalier gewesen, dann hätte er den Kalender zugeklappt, ihn in einen Briefumschlag gesteckt, mit Anschrift versehen und in den nächsten Briefkasten geworfen. Da er aber nur neunzig Prozent erreicht hatte und sich trotzdem ganz wohl dabei fühlte, las er ruhig weiter. Am 14. März stand geschrieben: „Es gibt so wenig Männer. Ich möchte einen Mann haben, der stark wie ein Löwe ist, bei dem ich mich ganz geborgen fühlen kann . . .

Herr Fürst weitete unwillkürlich seinen Brustkorb und fühlte sich bereits als Löwe. Beim 1. Mai fand er: „Herr M. wollte mich küssen. Ich habe ihm eine Ohrfeige gegeben, dem zudringlichen Kerl. Diese Männer glauben, wenn ein Mädel schutzlos ist . . ."

„Recht geschieht ihm, dem Halunken!" rief Herr Fürst und schlug auf den Marmortisch.

„Wie, bitte?" erkundigte sich der Kellner.

„Nichts, danke", meinte der junge Mann und wurde rot.

Am 13. Juni hieß es: „Warum kann ich nicht den passenden Mann finden? Ich bin doch hübsch! Es ist schon so: die, die mich wollen, die interessieren mich nicht, und der, dem ich all meine Liebe und mein ganzes Sein schenken könnte, der weiß nichts von meiner Existenz. Das Leben ist tragisch."

„Die Frau hat Seele", meinte Herr Fürst. „Sie, Kellner, Briefpapier!"

Herr Fürst schrieb an Fräulein Rena Kocher, daß er um die Gunst bäte, ihr den gefundenen Taschenkalender persönlich überreichen zu dürfen.

Zwei Tage lang irrte er weltverloren umher. Am dritten bekam er endlich Antwort: er durfte. Und dann traf er sie am späten Nachmittag bei der Uhr im Park. Er hielt artig den Kalender in der Hand, so daß sie ihm gleich zulächeln konnte. Sie war nicht schön, aber immerhin ganz hübsch, und beim Abschied gegen Mitternacht war sie die schönste Frau der Welt. Und die schönste Frau der Welt heiratet man natürlich.

Es war sehr schön. Und als sie zum erstenmal ihren Hochzeitstag feierten, fragte die junge Frau ihren Mann: „Sag' einmal, Hans, hättest du mich auch geheiratet, wenn wir uns in Gesellschaft oder auf eine andere wenig originelle Art kennengelernt hätten?"

„Wenn ich ehrlich sein soll", meinte Hans bedächtig, „ich weiß es nicht. Ich kannte vor dir andere Mädchen, bei denen ich Chancen hatte — wenn sie auch nicht so nett waren wie du. Aber bei dir war es gerade die Romantik, die sonderbare Art des Kennenlernens, und wohl auch der Umstand, daß ich aus jenem Taschenkalender in deine schöne Seele sehen konnte!"

„Dann ist es gut, Liebster", flüsterte die junge Frau und lächelte versonnen vor sich hin. Sie dachte darüber nach, daß jede Mühe ihren Lohn findet, denn sie hatte damals in fünf Taschenkalender dieselben Eintragungen gemacht und die fünf Taschenkalender an fünf verschiedenen Stellen verloren. Nur einen mit Erfolg, aber das genügte.

Kanzlist Stüderli

Von Fritz Grossenbacher

Seit vierzehn Jahren arbeitete er am hintersten Stehpult im Dienste der Aktiengesellschaft Schmetter & Co. Vor ungefähr neun Jahren hatte er zum erstenmal behauptet, die Welt, das heißt die Menschen, würden von Tag zu Tag schlechter, und das war die einzige Ansicht, welche er im Verlauf der vielen Jahre nicht änderte. Das Verhalten der Steno-Daktylographin Meier hatte ihm diese Ansicht eingebrannt. Das war doch einfach schandbar, einen Junggesellen, dem ein glückliches Eheleben vorschwebte, derart zu täuschen und dem Spott der Kollegen auszuliefern!

Stüderli kaute am Federhalter und kritzelte dann einige Zahlen in die Bücher, welche die Firma jeweilen der Steuerverwaltung vorzulegen hatte. Da öffnete sich die Türe. Prokurist Schwenkert schritt die Front ab. Stüderli haßte ihn; aber auf dem Papier sirrte die Feder ihre schönste Kontormelodie. Ja, Stüderli war eben ein guter Kanzlist.

An jedem Biertisch sprach man davon, daß der Prokurist der Firma Schmetter & Co. fünfzigtausend Franken unterschlagen habe. Das Lokalblatt hatte das Ereignis der Leserschaft fettgedruckt vorgesetzt und eine redaktionelle Randglosse betonte, daß die Vermutung, Schwenkert habe das Geld an Frauen gehängt, wahrscheinlich nicht stichhaltig sei. Das alles war Arznei für Philipp Stüderlis Minderwertigkeitsgefühle. Konnte er es verantworten, die Mitbürger über das Individuum Schwenkert im Unklaren zu lassen? Nein! Und er hielt mit seinen Kenntnissen nicht zurück. Der Papagei Gocko schüttelte den Kopf und konnte nicht recht begreifen, daß sein Herr abends so häufig eine bessere Krawatte umband und ihn dem Schicksal überließ. Im „Löwen" stieg Herr Stüderli innert Stunden zum Vertrauensmann empor. Mit wahrer Hingabe schilderte er dem unbekannten Herrn mit den halben Brillengläsern, den großtuerischen, recht-

haberischen Schmeichler, der nun endlich den Lohn empfangen habe und im Kittchen sitze.

„Aber eben", fuhr er fort, „je großartiger sich einer aufbläht, je tyrannischer gegen seine Mitarbeiter, desto größer das Vertrauen von oben. Die Direktion ist dabei nicht ohne Schuld. Sie hat dem Mann den Kopf groß gemacht und sitzt jetzt mit in der Patsche."

„Verzeihung! Sind Sie schon lange in Stellung bei Schmetter & Co.?"

„Vierzehn Jahre. Der älteste Kanzlist."

„Da werden Sie sicher jetzt die Prokura erhalten, nicht?"

„Bewerben werde ich mich um den Posten. Aber man sollte eben mehr Beziehungen haben in Sachen Verwaltungsräten. Hinter den Kulissen spielt sich mehr ab, als auf der Bühne."

„Hören Sie, Herr Stüderli, ich werde mich für Sie einsetzen. Ich kenne einige Herren von Format, die da ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben."

Kanzlist Stüderli reckte sich in die Höhe.

„Aber mein Herr, Sie kennen ja nur meinen Namen, und ich weiß zudem auch nicht, mit wem ich die Ehre habe . . .?"

„Spielt keine Rolle, Herr Stüderli. Sie sind als pflichtbewußter Angestellter im ganzen Städtchen bekannt. Ihre Aeußerungen bewiesen mir, wie sehr Ihnen das Wohl der Firma am Herzen liegt, und das scheint mir Empfehlung genug zu sein. Was meine Wenigkeit anbelangt, so tut der Name wirklich nichts zur Sache. Sollten meine Bemühungen von Erfolg gekrönt sein, dann, werter Herr Stüderli, ist's sicher zum Kennenlernen noch früh genug."

Stüderli stotterte etwas von gewaltigem Dank, aber der unbekannte Menschenfreund versperrte ihm mit der Bitte, noch einige Angaben über Geschäftliches zu machen, welche ihm notwendige Unterlagen für seine Begutachtung darstellten, den Weg zu weiteren Kniefällen. Während der Einflußreiche stenographierte, nahm in Philipps Geiste langsam die Erkenntnis überhand, daß das schlechte Urteil über die Menschen sicher nicht allgemeine Richtigkeit beanspruchen könne. Der Abschied der Zwei war kurz und herzlich, und Herr Stüderli wäre unter keinen Umständen einverstanden gewesen, wenn der Fremde die Zeche beglichen hätte.

Kurz nachdem der Kanzlist beim hintersten Stehpult der Direktion sein Bewerbungsschreiben hatte zukommen lassen, öffnete der Direktor folgendes Schreiben:

„. . . und es ist mir denn auch, trotz großer Hemmnisse und Schwierigkeiten gelungen, Ihren Kanzlisten Philipp Stüderli regelrecht zu interwiewen. Daß er in Tat und Wahrheit Verwaltungsrat und Direktion respektlos bekrittelt, werden Ihnen nachstehende Aussagen, welche er am 17. dies im Gasthaus zum „Löwen" gemacht hat, beweisen . . .

Stets gerne in Ihrem Auftrage arbeitend, verbleibt

Mit vorzüglicher Hochachtung,
Rolf Knogge, Privatdedektiv.

Sehnsüchtig schweiften die Blicke des Kanzlisten Stüderli zum Fenster hinaus. Ach, wer doch hinauswandern könnte in die herrliche Frühlingslandschaft! Zum Teufel, war das nicht jener Herr vom „Löwen", welcher vor dem Direktionsgebäude die schmissige Limousine bestieg? — Der Wagen verschwand um die Ecke. Das Blut pulsierte schneller durch Philipps Schreiberadern. Ob jener wohl der Prokura wegen mit dem „Alten" verhandelt hatte? — —?

Zwei Stunden später verließ der Ausläufer mit einem großen, gelben Briefumschlag das Direktionskontor und suchte den Mann am hintersten Stehpult auf. Zitternd vor Erregung öffnete Stüderli.

„. . und wenn es noch einmal vorkommen sollte, daß Sie, in Ihrer Eigenschaft als Arbeitnehmer, die Leitung der Firma in herabwürdigender Weise mit falschen Tatsachen belasten, sähen wir uns genötigt — ungeachtet der vielen Dienstjahre — mit der Entlassung zu antworten. Die Bewerbungspapiere für die Prokuristenstelle erhalten Sie in der Beilage zu unserer Entlastung zurück. Einer mündlichen Erörterung der penniblen . . ."

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

2. Fortsetzung.

„Darum handelt es sich nicht, Dieten. Ich bin zu allem bereit. Es gibt nichts, was ich für dich nicht täte."

„Für mich?" Auf ihrer Stirn stand eine drohende Falte. „Ich verlange nichts für mich. Ich bin mit allem zufrieden." Sie schluckte schwer. „Ich leide nur darunter, wenn ich sehe, was für ein erbärmliches Leben du führen mußt." Sie sah ihn voll unendlicher Liebe an. „Das kann ich bald nicht mehr ertragen, Peter." Sie lächelte ihm zu. „Dummes Gerede! Man kann alles ertragen."

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, nicht alles, Dieten. Hör' zu, dieser Keridan verlangt Bürgschaften."

„Wofür?"

„Für das Geld, das er mir anvertraut."

„Womit kannst du bürgen?"

„Ich soll dich als Pfand zurücklassen, Dieten."

Sie riß die Augen auf.

„Mich als Pfand?"

„Er verlangt, daß du während meiner Abwesenheit in seiner Villa in Dahlem wohnst."

„Das ist unerhört!" Ihr klares Gesicht wurde hart und böse. „Was erlaubt sich dieser Kerl?"

„Natürlich von seinem Standpunkt aus kann man diese Vorsicht verstehen, nämlich, das Geld, das ich nach der Schweiz schaffen soll, ist sozusagen vogelfrei."

„Was heißt das?"

„Nun ja, es ist vogelfrei. Ich könnte das Geld unterschlagen, und Keridan hätte keine Möglichkeit, dagegen etwas zu unternehmen."

Sie sah vor sich auf den Tisch.

„Und was hast du auf seinen Vorschlag erwidert?"

„Ich habe selbstverständlich abgelehnt."

„Und er?"

„Er hat mir bis morgen Mittag Bedenkzeit gegeben. Du sollst entscheiden, meinte er."

Sie blickte ihm in die Augen.

„Und was erwartest du von mir, Peter?"

„Ich erwarte von dir, daß du nein sagst."

„Obwohl du weißt, daß wir nur knapp fünfzig Pfennige im Vermögen haben? Obwohl du weißt, daß wir am 1. April aus dieser Wohnung raus müssen?"

„Ja, obwohl ich das alles weiß."

„Und was wird geschehen?"

Er machte eine Gebärde der Ungeduld.

„Das kann ich doch heute nicht sagen. Irgend etwas wird schon geschehen."

Sie starrte in die Luft.

„Ja, irgend etwas geschieht immer."

Dann versank sie in tiefes Nachdenken. Hollbruch rauchte schweigend die Zigarette.

„Dieser Keridan ist ein Idiot", erklärte Dieten nach einer Weile mit großer Bestimmtheit. „Welche Garantie bietet es ihm, daß ich in seiner Villa schlafe? Kannst du es mir erklären?"

„Nun, dann weiß er, daß ich seinen Auftrag zuverlässig ausführen und zurückkehren werde, um dich auszulösen."

„Du bist ein Narr, Peter. Kann mich Keridan einsperren und der Freiheit berauben? Das ist doch einfach lächerlich. Ich brauche nur das Ueberfallkommando anzurufen, um zu jeder Stunde, die mir paßt, das Haus verlassen zu können."

„Du glaubst doch nicht im Ernst, daß es in deinem Zimmer einen Telephonapparat geben wird?"

„Und du scheinst tatsächlich anzunehmen, daß es in dieser Dahlemer Villa ungefähr so zugeht wie in einem Kriminal-